

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



PHOT. BUREAU H. NOIL GIESSEN

Königsträume.

Roman von Karl Busse.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Krüppel hatte immer schneller geatmet. Er stützte sich auf den Tisch. Seine Augen starrten auf die Talerstücke, die vor ihm lagen, und die sein Vater aus dem Strumpf geschüttelt.

„Du willst nach drüben,“ stammelte er dann, „in den Krieg?“

„Das will ich! Allen will ich es auszahlen, was sie aus uns gemacht! Und vorher noch soll einer zahlen, was er aus dir gemacht hat! Er soll hören —“ jäh brach er ab, blickte den Sohn misstrauisch an.

„Was geht's dich an? Nimm das Geld! Und wenn du einen Laut über die Lippen bringst, sollst du sehen!“

Ohne sich noch einmal umzublicken, ging er in die Schmiede, wo er sorgsam die geradegeschmiedeten Sensen auslas.

Der Krüppel stand noch immer am Tisch vor dem Gelde. Eine wilde Angst besiel ihn. Was hatte der Vater zuletzt gesagt? Es sollte jemand dafür büßen, daß er ein Krüppel war? Was meinte er damit? Was führte er im Schilde? Es konnte sich doch höchstens gegen den Baron richten. Gegen den Baron und gegen die wunderschöne Königstochter aus seinem Märchentraum. Die Angst wuchs in ihm. Instinktiv erriet er, daß etwas Schreckliches geschehen sollte. Das durfte nicht sein. Und ob er Tag und Nacht über das Fräulein vom Schlosse wachen sollte. Juschu Laszkowicz legte sich an diesem Sonntagabend erst nieder, als er den Vater schnarchen hörte. Und er erhob sich in der Frühe des nächsten Morgens vor seinem Lager und saß wartend und lauschend da, als müsse etwas geschehen.

Der Morgen war neblig. In dichten, weißen Wolken lagen die geballten Dünste über der Erde. Man konnte kaum drei Schritt weit sehen, als die Glocke vom Gutshof zum erstenmal läutete. Staschu, der Pferdeträger, dem dieses Amt ein für allemal übertragen war, holte tief Atem, als er den Schwingriemen lostieß. Gleichsam abschiednehmend, mit einem langen Blide, sah er zur Glocke empor.

„Nur die Heiligen wissen, ob ich morgen auch noch läute,“ murmelte er. „Denn die Heiligen wissen alles.“

Allmählich ward es lebendig. In seltsamer Geschäftigkeit liefen Knechte und Mägde durcheinander. Wenn sich zwei trafen, sahen sie sich bedeutungsvoll an. Die Gesichter waren blaß. Eine zitternde Angst lebte in jedem. Manah einer bereute es, daß er sich gestern gebunden hatte. Aber jeder schämte sich vor dem andern, feige zu erscheinen. Und angstvoll, aber entschlossen, harrete man der Dinge, die da kommen sollten.

Langsam ging der Zeiger vorwärts. Jeden Augenblick zog Staschu die Uhr. Je näher die gefürchtete Stunde kam,

um so heißer ward ihm. Im größten Stall, dessen Tür offen stand, hatten sich die Männer versammelt. Bis auf Wenzel Smilicz, der sich in wilden Verwünschungen erging, erschienen sie alle gedrückt. Die slavische Furcht vor dem Herrn stand in jedem Gesicht.

„Ich läute!“ rief Staschu plötzlich, „es ist Zeit!“ Und wie entschuldigend fügte er hinzu: „Um so schlimmer, wenn der Saal dann leer bleibt!“

Und schwankend, als hätte er was getrunken, ging er zur Glocke. Die andern stärkten sich aus der Schnapsflasche.

Laut klang jetzt das zweite Glockenzeichen über den Hof. Und hinein in die Klänge tönte plötzlich von draußen, am Gitter, der langgezogene Ruf: „Scheren, Messer! Scheren, Messer!“

Wenzel Smilicz trat hinaus.

„Packt euch fort!“ rief er den beiden Scherenschleifern zu, die draußen standen. „Es ist Zeit, was anderes zu wehen!“

„Sachte, Freundchen, sachte! Komm' ein bißchen näher.“ Und als der Fornal dicht ans Gitter trat, steckte der Scherenschleifer ihm hastig etwas zu.

„Pst! Lies es! Zeig's den andern! Scheren, Messer! Scheren, Messer!“

Die Leute zogen weiter. Die Glocke hatte ausgeläutet, Staschu schritt in den Stall zurück, Wenzel Smilicz desgleichen.

„Macht die Tür zu!“ sagte er und entfaltete das Blatt, das der Scherenschleifer ihm zugesteckt. „Gott will uns stärken, Brüder, die Proklamation!“

Sie drängten sich um ihn. Wie ein Verzweifelter war Dehmke inzwischen auf den Hof gestürzt. „Staschu, Piotr, Wenzel! Lumpenhunde, ihr, habt ihr die Glocke nicht gehört?“

Keine Antwort. Schon wollte er auf die Ställe zu stürzen, als er den Baron kommen hörte. Da lief er zurück, so schnell ihm seine Füße trugen. Und gleich hinter Hans Albert von Graßnick betrat er den Vetsaal. Etwa ein Duzend Leute waren darin versammelt. Ein paar Diener, die mit den Knechten wenig in Berührung kamen, ein Deutscher darunter, dann die Hausmädchen und ein paar andere Weiber, die sich zitternd und zagend hineingeschlichen hatten. Wie gewöhnlich, die Schirmmütze auf dem Kopf, den Krückstock in der Rechten, die dicke Bibel unter dem linken Arm, hatte Hans Albert das saalartige Zimmer betreten. Aber wie angewurzelt blieb er stehen. Der Inspektor mit eingezogenem Hals hinter ihm.

„Dehmke!“

Es war mehr Staunen als Groll in der Stimme.

„Herr Baron?“

Im Augenblick hatte Hans Albert den kalten Raum mit den Blicken überflogen. Forschend hatte er in jedes Gesicht gesehen.

„Das Glockenzeichen ist doch richtig gegeben worden? Wo sind die Leute?“

„Ich — ich —“ stammelte der Inspektor, „ich wollte eben nachsehen, als der Herr Baron schon eintrat.“

Unruhig trat Hans Albert von einem Fuß auf den andern.

„Die Rabenbande wird gestern den Schnaps wieder tonnenweise in sich reingegossen haben. Und am Morgen schmeckt das Aufstehen nicht!“

„Die Leute,“ schluckte Dehmke, „sind auf!“

„Sind auf?“ Zäh warf Hans Albert den Kopf empor. „Und warum sind sie nicht hier? Raus, Dehmke, wer in fünf Minuten nicht da ist, wird entlassen!“

Sein Gesicht war rot. Seine Rippen preßten sich fest zusammen. Er bestieg das Katheder, schlug die Bibel auf und folgte, die Uhr in der Hand, dem Sekundenzeiger. Das Schlagen der Herzen war fast hörbar. Einer der Leute hustete. Als wäre er auf einem Verbrehen ertappt, bezwang er sich. Dann näherten sich Schritte. Totenbleich kam der Inspektor zurück. Schreck und Staunen, als hätte er etwas Unfassbares vernommen, lagen in seinem Bedientengesicht.

„Die Leute sind in einer Minute hier?“

Der Gefragte zitterte. „Nein, Herr Baron!“

„Was heißt das?“ Es war wie ein Aufschrei.

„Die Leute wollen nicht kommen!“

Hans Alberts Gesicht ward braunrot. Wie ein Schlag ging es durch den mächtigen Körper. „Was reden Sie da, Dehmke?“ sagte er heiser. „Sie haben falsch verstanden. Was hat man Ihnen geantwortet?“

„Herr Baron —“ Fliehend, ein Bild des Jammers, sah der Inspektor den Gutsherrn an.

„Ich frage, was man Ihnen geantwortet hat! Sie sagen es sofort oder packen Ihre Sachen!“

„Die andern waren still, aber Wenzel schrie: „Der Herr soll für sich allein beten. Wir lassen uns von dem verfluchten Knecht . . . Gnade, Herr Baron! Ich habe es ja sagen sollen!“

Unwillkürlich war er ein paar Schritte zurückgetreten. Denn als wollte er ihn zerschmettern, hatte Hans Albert den Krückstock gepackt. Einen Augenblick wankte er auf dem Katheder. Braunrot, wie gedunsen, sein Gesicht. Als könnte ihn jeden Moment der Schlag rühren. Allmählich faßte er sich.

„Wo sind die Leute?“

„Im Pferdestall rechts!“

„Gut! Ihr bleibt alle hier!“

Mit schweren Schritten stieg er herab.

„Friedrich! Kuba!“ Die beiden Diener, der deutsche und der polnische, die ihm treu ergeben waren, sprangen vor. „Ihr kommt mit!“

Die Bibel hatte er auf dem Katheder zurückgelassen; der Krückstock begleitete ihn. Der Hof war leer. Im Nebel lagen noch immer die Ställe und Wirtschaftsgebäude. Aus den halboffenen Türen zogen wie Rauchwolken die warmen Ausdünstungen des Viehes. Stimmengewirr tönte aus dem Pferdestall. Dann sprach einer, als ob er vorlas. Andere redeten drein.

„Daß ich nur kommen!“ höhnte jemand. Und mit einemmal Totensille. Die Leute drinnen mochten Schritte gehört haben. Im nächsten Augenblick ward die Tür zurückgestoßen, daß sie krachend bis zur Wand flog. Hans Albert von Graßnick stand vor seinen Leuten. Die Köpfe duckten sich, die Augen wurden scheu und irren über den Boden. Selbst Wenzel Emilicz zog den Kopf ein und sah nur von unten herauf mit bösem Blick in das Gesicht des Gutsherrn. Mit gewaltiger Anstrengung zwang Hans Albert sich zur Ruhe. Das farbte seine Stimme.

„Leute,“ sagte er, „mir hat Dehmke gesagt, daß ihr auffällig gegen ihn gewesen seid. So wahr ich hier vor euch stehe: Ich lasse jeden, der meinen Befehlen nicht gehorcht, und der die andern dazu anstiftet, vom Hofe herunterpeitschen, daß er seine Knochen nicht mehr fühlen soll. Ihr kennt mich! Ihr habt die Glocke gehört; und anstatt mir auf den Knien zu danken, daß ich die heiligen Lehren der Bibel in eure Büffelschädel reintrichtere, wagt ihr Lumpengefindel, mir zu widersprechen. Wenzel!“

Der Journal zerknitterte das Papier in der Hand.

„Wenn ich dich in einer Stunde noch auf meinem Hof sehe, lasse ich dich runtergehen. Und ihr andern werdet eure Strafe gleichfalls erhalten. Jetzt marsch, in den Betsaal!“

Hans Albert gng zwei Schritte. Keiner folgte. Mit verbissenen Gesichtern blieben die Männer stehen. Kein Fuß rührte sich. Hans Albert schwamm es rot vor Augen,

so mächtig brauste das Blut empor. Die ganze Gestalt schwanfte.

„Schufte!“ brüllte er und hob den Krückstock. Der Atem ging ihm aus. Als müsse er sich Luft schaffen, riß er mit beiden Händen den Rock vor der Brust auseinander. Wenzel Emilicz murrte. Und als hätte das den andern Mut gegeben, hoben sich die Köpfe langsam.

„Wer wagt da zu reden?“ schrie der Baron heiser.

„Wir gehen nicht in den Betsaal. Wir sind rechtgläubige Katholiken!“ preßte Wenzel Emilicz heraus.

„Lumpenhunde seid ihr!“ Und als ob Hans Albert erst jetzt das Papier in der Hand des Journals sah, sprang er zu.

„Was ist das? Her damit!“

Aber blißschnell hatte der Knecht die Hand auf dem Rücken geborgen. Mit verkniffenen Augen sah er an.

„Das ist für uns, für die Polen! Der Aufruf geht nicht an die Deutschen!“

„Der Aufruf?“ Seine Stimme überschlug sich. „Her damit, Schurke!“

Und mit eiserner Faust packte er den Journal am Rock. Aber auch Wenzel Emilicz war in Wut geraten.

„Da, Knecht!“ schrie er. Und mit der Faust, die so lange die Proklamation gepackt, schlug er nach dem Gutsherrn. Er traf nicht. Hans Albert war zurückgesprungen. Er leuchtete. Und ehe sich's einer versah, fauste sein Krückstock auf den Schädel des Knechtes nieder, daß Wenzel Emilicz lautlos wie ein geschlagener Ochse zu Boden stürzte.

„Bindet ihn!“ brüllte er die beiden Diener an. „Nachher zum Gendarmen! Bis er da ist, schließt ihn in den Keller.“

Ein wildes Murren erhob sich. Drohend gingen die Leute vor. Im nächsten Augenblick schien Hans Albert verloren. Aber er war bis zum Eingang des Stalles zurückgewichen, und, seinen Krückstock schwingend, rief er: „Ich schlage jeden nieder, der mir zu nahe kommt, wie den Wenzel!“

Wutverzerrte Gesichter blickten ihn an, Fäuste ballten sich, Flüche schlugen an sein Ohr. Als wollten sie ihn unterlaufen, hatten sich die vordersten gebückt. Aber sie waren zu feige. Keiner wagte zuerst vorzugehen. Die Furcht vor dem Krückstock, der so gut niederzuschmettern vermochte, war zu groß. Wie tot lag Wenzel Emilicz. Mit einem Ruck hatte der deutsche Diener ihn gepackt und an die Stalltür geschleift. Er band ihn unter den wilden Drohungen der Aufschüssigen. Dann schleppte er ihn mit Hilfe Kubas in den Keller. Immer noch hatte Hans Albert schlagbereit in der Tür des Stalles gestanden. Jetzt machte er kehrt. Langsam, absichtlich langsam, ging er dem Schlosse zu. Eine Flut von Flüchen und Schimpfworten ergoß sich hinter ihm drein.

Der Inspektor erwartete ihn, aber er betrat den Betsaal nicht.

„Die Leute sollen an die Arbeit. Die Andacht fällt aus!“

In demselben Augenblick meldete man ihn, daß der Gendarm bereits seinen Patronillengang unternommen hätte. Er nickte nur.

„So bleibt der Kerl so lange gebunden, bis Wroblewski zurück ist!“

In dem zitternden Dehmke vorüber, der sich seines Lebens nicht mehr sicher fühlte, schritt der Gutsherr in sein Arbeitszimmer. Er schloß sich ein darin. Niemand hatte Zutritt.

Die Knechte waren dervveil in maßloser Erregung auf den Hof gedrängt. Als wollten sie alles demolieren, standen sie kampfbereit. Seit Hans Albert nicht mehr zu sehen war, hatten sie alle den Mut wiedergesunden. Der Hof hallte wider von wüsten Flüchen.

„Er muß den Wenzel herausgeben!“ — „Schlagt ihn tot, den Hund!“ — „Den roten Hahn auf's Dach!“ — „Ich erwürde ihn!“ — „Der Schinder hole ihn und seine Brut!“

Bunt durcheinander gestlten die Mäse der Wut und Mache.

„Freunde, Brüder!“ schrie plötzlich Johann Kothalm.

„Was sagt Michael Laszkowicz, der Schmied? Wo ist er? Bei allen Heiligen, er soll uns führen. Vorwärts zu Michael Laszkowicz!“

Die andern stimmten zu. Lärmend wälzte sich der Zug die Dorfstraße entlang. Als hätte er die Leute erwartet, stand Michael Laszkowicz breitbeinig vor der Tür. Alle drängten auf ihn ein; jeder wollte erzählen. Erst allmählich konnte sich der Schmied ein Bild von dem Vorgefallenen machen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Geisterbeschwörer.

Skizze von Jan Grapolski.

Aus dem Polnischen von Ida Sotter.
(Nachdruck verboten.)

Eines Abends befand sich eine Gruppe von vierzehn polnischen Reisenden auf dem Wege in das Innere Rußlands. Reitend und marschierend war man vorgebungen und hatte nun vor einem Wirtshause Halt gemacht, um da zu übernachten.

In bunter Mischung und in lebhafter Unterhaltung, wie sie sich zwischen Reisegefährten in einsamen Gegenden bald entspinnt, sahen die Männer um den Tisch. Man sprach von allem möglichen, und plötzlich — war es der Einfluß des trüben Herbstabends? — kam das Gespräch auf übernatürliche Themen, und man unterhielt sich über Hypnotisire, Geister, Gespenster und Geisterbeschwörer.

Einer der Reisenden, ein ungefähr fünfundsanzigjähriger Mann, vom Aussehen eines Geschäftsreisenden, der sich in der Welt schon viel umgesehen zu haben schien, äußerte seine Zweifel an überirdischen Erscheinungen sehr lebhaft und unter großem Spott.

Er tat so Überlegen, daß die meisten seiner Reisekameraden sich seiner Meinung angeschlossen. Nur einer, ein ungefähr fünfzigjähriger Russe, der sich als Viehhändler vorgestellt hatte, sah ganz in seine Gedanken versunken da, als höre er nicht einmal, was rings um ihn her gesprochen wurde.

Da drang aber plötzlich eine so lebhaft nachsagende Bemerkung des jungen Kaufmannes, begleitet von neuen höflichen Bemerkungen, an sein Ohr, daß der Viehhändler erhaunt aufhorchte.

„Junger Mann,“ sagte er dann ernst, und sein Blick ruhte fest auf dem des Reisegefährten, „junger Mann, Sie sind ja mit Ihrem Spott sehr freigebig, — aber ich könnte wetten, daß Sie beim Anblick der ersten jetzt von Ihnen so verspotteten Erscheinungen wie ein Feigling davonlaufen würden.“

„Sie, alter Herr,“ erwiderte der Kaufmann hochmütig, „wer ist es, den Sie hier einen Feigling zu nennen belieben? Sollten Sie mich etwa gemeint haben, so muß ich Sie schon sehr bitten, dieses Wort nicht zu wiederholen.“

„Törichter Knabe!“ erwiderte der Russe und er preschte den Arm des jungen Mannes mit solcher Kraft, daß dieser aufschrie. „Törichter Knabe, wiederhole ich, wissen Sie denn auch, mit welchem Unrecht Sie spotten? Ich sage es noch einmal, daß Sie vor dem ersten Gespenst, das ich Ihnen zeige, in Ohnmacht fallen.“

„Lassen Sie doch meinen Arm los,“ rief der junge Kaufmann erregt. „Sie sind ja ein Narr.“

„Nun,“ sagte der Russe, „Sie sollen Ihr Urteil über mich ändern. Wenn Sie es wünschen, so will ich den Geist jeder Person, deren Namen Sie mir nennen, vor Ihnen herausbeschwören.“

„Nehmen Sie ihn doch beim Wort,“ riefen einige Reisende belustigt und interessiert.

„Nun gut!“ entschied der junge Kaufmann. „In diesem Falle,“ sagte der Russe, „will ich 1000 Rubel wetten, daß Sie nicht inskande sind, den Anblick mehr als eines Geistes zu ertragen.“

„Tausend Rubel? Die Wette kann ich nicht halten,“ erwiderte der junge Mann. „Ich darf es mir leider nicht erlauben, soviel einzusetzen.“

„Wer wenn Sie doch so sicher sind, daß es keine Geister gibt, junger Freund, so riskieren Sie doch nichts und werden meine 1000 Rubel einstecken.“

Das war ein Argument, dessen Richtigkeit der junge Kaufmann nicht bestreiten konnte und er sagte daher zögernd: „Ich habe momentan nur 200 Rubel bei mir.“

Der Russe lächelte geringschüssig und schob die Rolle Banknoten, die er schon bereit gelegt hatte, wieder in die Tasche.

„Glauben Sie,“ sagte er höhniisch, „daß sich die Geister um solche elende Lappalie von 200 Rubel auf diese traurige Erde zurückzuziehen werden? Nein, mein Herr, mein Einsatz sind 1000 Rubel. Entweder halten Sie ihn — oder die Wette gilt nicht.“

Die anderen Reisenden sahen in höchster Spannung da, alle brannten vor Neugierde, zu sehen, wie sich nun beide Teile aus dieser sonderbaren Affäre ziehen würden.

Als diese aber nicht einig werden konnten, sagte einer der Reisenden lachend: „Nun also, ich will mich mit 100 Rubeln als stiller Teilhaber an der Sache beteiligen.“

„Nun ich will 100 Rubel riskieren,“ rief ein zweiter. „Und ich sogar 200,“ ein dritter.

In wenigen Minuten lagen 800 Rubel vor dem jungen Kaufmann, dem es nun möglich gemacht worden war, mit seinen eigenen 200 Rubeln die Wette zu halten. Er war vor Erregung ganz blaß geworden, seine ganze frühere Spottlust schien verschwunden, und mit zitternden Fingern griff er nach den Banknoten und schob sie in seine Tasche.

Der Viehhändler hat den Wirt um ein völlig dunkles Zimmer, und der Mann führte seine Gäste in einen kleinen Raum, dessen Fenster einen Blick auf weite, nachtdunkle Wiesen bot.

Der Viehhändler schob seinen zweifelstüchtigen Gegner in das finstere Zimmer, verschloß die Tür und nahm, von den anderen

zwoölf Männern umstanden, vor der Tür Aufstellung. Seine Augen glühten in düsterem Feuer, sein braunes, von Wind und Wetter zergerbtes Gesicht hatte einen fast diabolischen Ausdruck. Wie gebannt starrte er auf die geschlossene Tür, während er unverständliche Worte vor sich hinstimmelte.

Einige Minuten verstrichen.

„Nun,“ rief jetzt die höhnende Stimme des Kaufmanns von innen, „werden die Geister heute kommen oder erst morgen?“

„Was sehen Sie nun?“ fragte der Viehhändler.

„Nichts!“ kam die Erwidmung aus dem Zimmer.

Wieder einige Minuten des Stillschweigens, während das Gesicht des Geisterbeschwörers in wildem Aufruhr bebte.

„Und was sehen Sie nun?“ fragte er dann.

„Nun,“ erwiderte der junge Kaufmann in völlig verändertem Ton, „nun sehe ich in der Ecke des Zimmers eine weiße Wolke schweben.“

„Die Wolke flattert, nicht wahr?“

„Sie schwebt auf mich zu. Sie verändert sich . . . beginnt einem menschlichen Wesen ähnlich zu sehen. Ja, ja, ich kann schon den Kopf erkennen.“

„Wen soll ich Ihnen zeigen?“

Der junge Kaufmann zögerte ein wenig, dann vernahm man seine Stimme, schwach und zitternd:

„Meine Mutter!“

„Sehen Sie hin! Erkennen Sie sie?“ fragte der Russe.

Wieder Stillschweigen, nur die Herzen der zwölf Männer schlugen in wildem Tempo.

Plötzlich ertönte aus dem kleinen Zimmer ein Schrei verzweifelter Herzensangst.

„Sie ist es,“ keuchte der junge Kaufmann in wildem Schrecken.

„Meine Mutter, meine arme Mutter! Sie ist in ihrem Sterbkleid . . . ihre Augen sind weit offen . . . Ihre Wangen sind von Verzweiflungstränen überschwemmt, genau so sah sie aus, als sie starb. Sie kommt auf mich zu . . . nun ruhet sie mich an . . . sie schlingt ihre Arme um mich. Ich kann es nicht länger ertragen, . . . hören Sie doch auf. Sie werden mich noch töten. . . Hilfe, Hilfe!“

Die Kaufleute hörten den schweren Fall eines Körpers auf den Boden.

Sie rissen die Türe auf, stürzten in das Zimmer, und trugen den jungen Kaufmann, der sich in einem Zustand der wildesten Hysterie befand, heraus. Man goß ihm kaltes Wasser über das Gesicht, ließ ihm Eisig, rieb seine Gliedmaßen.

Plötzlich schien der junge Mann zu sich zu kommen. Er erhob sich, seine Augen schossen Blitze und in maßloser Wut begann er zu schreien:

„Wo ist er, wo ist dieser Verbrecher von einem Russen? Laßt mich ihn erwürgen. Ach, dieser Henke! Einen Mitmenschen so zu foltern!“

Die Männer sahen sich nach dem russischen Viehhändler um — aber der war schon längst in den nachtdunklen Wiesen verschwunden.

Da nahm der junge Kaufmann alle seine Kräfte zusammen, er stieß förmlich die Hände, die sich um ihn sorglich bemühten, zurück, um, wie er sagte, dem elenden Zauberer nachzujelen, um Rache an ihm zu üben.

In wenigen Minuten hatten auch ihn die nachtdunklen Wiesen verschlungen. Mit ihm waren die 800 Rubel der zwölf Männer gegangen.

Als die Männer sich am nächsten Morgen zeitig versammelten, um die Reise fortzusetzen, waren sie schon so weit berubigt, die Komit des geistigen Abenteurers zu erfassen, und sie lachten weidlich über die kühnen Schwünuler.

„Nun,“ sagte einer von ihnen, „wir sahen gestern wirklich keine Toten wiederkommen, sahen dafür aber unser gutes Geld verschwinden. Wer das war eigentlich nur in der Ordnung. Denn was können uns die Geister der Toten nützen? Die 800 Rubel aber werden den beiden Spießgesellen gute Dienste leisten.“

Am Kriegsherd.

Uns wird geschrieben:
Wenn wir unser Eintopfgewicht aus der Kriegsküche am weiß gedeckten Tische daheim in der Familienrunde verzehren, machen wir uns keine Vorstellung von der kleinen Kleinarbeit, die dem Zurichten und Kochen selbst der einfachsten Speisen vorausgehen. Für die richtige Mengenverteilung an Fleisch, Gemüse, Kartoffeln, Suppengrün und Gewürzen im großen Kriegskochtopf fehlt der besten Hausfrau, der tüchtigsten Herrschaftsköchin die rechte Verteilung. Ihre Hochachtung und Bewunderung für den Kriegsküchenmeister nimmt zu, wenn sie ihn erst einmal an seinen brodelnden Kesseln, über dampfenden Suppen, zwischen Gemüseschüsselbottosen, Kartoffelbügeln, Fleischbänken und Suppengrünbecken hat walten und schaffen sehen. Einem Feldherrn gleicht er mit seinem großen Stab von kesselfeuernden Geisiera, von denen jeder seit genau eingegränztes Arbeitsreich zu erledigen hat und ein lebendes Teilchen der großen Kochherdelle bildet.

Das Kochen bei dieser Lebensmittel-Großmesse ist eine richtige Kunst, denn die Kriegsküche soll das wichtigste praktische Mittel zum

Strecken der Lebensmittel bilden. Welche hohe Bedeutung einen sachkundigen und gewandten Kriegsküchenleitung beigemessen wird, beweist, daß zurzeit in Hamburg Lehrgänge zur Ausbildung von Vorküchenmännern der Massenküchen geschaffen worden sind. Weil in der Massenverpflegung wirtschaftliche Vorteile erkannt werden, wird voraussichtlich dieses Küchenwesen auch noch nach dem Kriege fortgeführt werden.

Ein Besuch in den Kriegsküchen, wenn dort gekocht wird und man den Topfgucker spielen darf, ohne das Mißfallen der Hausfrau oder Küchenchef befürchten zu müssen, ist hochinteressant. In riesigen Kesseln mit Doppelmänteln und als Feuerstelle ein kleines Gasflammenmeer, brodeln die köstlichen Gerichte. Es ist Dinstag, und die rotbraunen Linien kugeln sich in ihrer schokoladen-gelärten Brühe mit Fleisch-, Speck- und Kartoffelstücken im heißen Bade. Das wirbelt und brodeln und dampft und gurgelt in ruhigem Gleichmaß und kann doch bei allem Fortwärt über den Rand des Kessels nicht hinweg. Gegen das Anbrennen, das am Familienherd so leicht und zum Verdruß der Hausfrau geschieht, hat man am Kriegsherd weise Vorkehrungen getroffen, so daß die Hauptarbeit eigentlich getan ist, wenn das Fleisch und die darauf berechneten Suppeneinlagen in ihrem rechten Mengegrad in die Kessel gelangt sind. Schon sehr früh, um 5 Uhr, hat der Koch am Herd zu stehen, wenn um 11 Uhr die ersten Austragekessel zu den verschiedenen Ausgabestellen gefahren werden sollen. Aus Krähnen läuft die fertige Suppe in die Behälter. Ist das letzte Liter heraus, kommen sofort die Kesselputzerinnen und reinigen mit Besen und Wasserlauge die großen Kochtöpfe, damit sie für den neuen Tag wieder aufnahmefähig sind. Für das nächste Mittagessen werden dann auch schon die Gemüse und Kartoffeln gepulvt und geschält. Selbstverständlich führen diese Arbeiten mehr die Maschinen aus als menschliche Hände. Die Kartoffeln wandern z. B. mit ihren Erdklumpen in eine trommelartige Reinigungsmaschine, die sie über ihre gescherten Wände rasch blank spült. Von da aus kommen sie in die Schäl-, richtiger Kratzmaschine, deren messerscharfe Kanten die heute so wertvollen Erdäpfel nicht schälen, sondern abkratzen, damit der beste, unter der Schale sitzende Stoff nicht verloren geht. In der Kratzmaschine sondert sich schon die Kartoffelschale ab, die sich beim späteren Wässern der zerhackten Kartoffeln noch vermehrt. Die gründliche Buzerei der Kartoffeln geschieht mit der Hand. Danach werden sie in badähnlichen Nachbecken gespült und berieft, so daß auch das letzte unaußere Stellen rein wird. Für das Gemüse hat man wieder Gemüsezerkleinerungsmaschinen, die 4-6 Zentner Rüben und Kohl in Blitzgeschwindigkeit suppenfertig zubereiten. Daß auf diesem Gebiete noch manches verbessert wird, daß Veruche, auch Feilschläge dabei immer wieder neue Erfindungen hervorzurufen, ist selbstverständlich. Der deutsche Geist hat ja gerade in diesem Kriege manches Wunder der Technik und Erfindungsgabe gezeitigt, so daß jeder neue Tag auf fast jedem neu organisierten Gebiete neue Besserungen schaffen läßt.

Zum interessantesten Möbel in der Kriegsküche, auf die der Kriegskoch hohen Wert legt, zählt die Knochenmühle. Da hinein wandern die großen Hindschädel und Schinkenköpfe, nachdem sie ausgekocht sind, um zu Pulver zerkleinert und zerrieben zu werden. Dieses Knochenpulver aufgeschocht, liefert ein wunderbares Fett, zuletzt ein Hühnerfutter. Neben der Küche liegen die Vorratsräume. Was dort an eßbaren Verbleibenden lagert, wird das Herz jeder Hausfrau erfreuen, unsere Feinde aber, könnten sie nur einen Blick hinein tun, die Überzeugung lehren, daß es mit einer Nahrungsergänzung Deutschlands noch lange, lange Weile haben wird.

Vermischtes.

• Warum Leihen Schwerwundete nach Wasser? Die durchschnittliche Blutmenge eines erwachsenen Menschen beträgt je nach dem Körpergewicht 5-6 Liter; doch kommt der Körper auch mit einer geringeren Menge aus und ertägt im allgemeinen Blutverluste bis zu zwei Liter. Wie bei dem Abfließen einer Wasserleitung sinkt auch im Adernetz des menschlichen Körpers der Druck, sobald Flüssigkeit abgelassen wird. Der Zellensaft hilft sich zunächst dadurch, daß die kleinen Adern sich durch krampfhaften Verschluss, die größeren durch Zusammenziehung der Blutmasse anpassen. Auf die Dauer kann der Körper aber den Verlust nicht ertragen, er sucht daher so rasch als möglich neues Blut, neue Blutkörperchen zu bilden. Dazu braucht er eiligst Wasser. Er nimmt's, wo er's kriegen kann, zunächst aus den Zellen und Geweben. Natürlich sind die Zellen dadurch aufs Trockene gesetzt, es entsteht unvermittelt ein brennendes Durstgefühl und der Schwerwundete, der das Blut verlor, stöhnt mit heiserer Stimme: „Wasser, Wasser!“ Um Verblutende zu retten, bedarf es also, abgesehen von blutstillenden Mitteln (Unterbinden der Wunde!) vor allem genügender Mengen Wassers, damit wenigstens der Kreislauf unterhalten bleibt und nicht gestört wird.

• Eine neue Minensampfvorrichtung auf norwegischen Handelsdampfern. Die Gefahren, denen die Handelsdampfer nun schon seit geraumer Zeit hindurch infolge der Seeminen ausgesetzt sind, haben immer wieder zu neuen Schutzversuchen Veranlassung gegeben. Das neueste Mittel zum Schutz gegen die Minen wurde vor kurzem auf norwegischen Handels-

dampfern eingeführt, und zwar handelt es sich um eine Minenvorrichtung in Gestalt eines Netzes. Nach einer Schilderung des „Prometheus“ hängt das Stahlnetz von zwei langen Balken herab, die ein Stützgerüst über den Bug des Schiffes hinausragen. Diese Balken sind zum Zweck einer sicheren Verankerung vor dem Bug des Schiffes durch eine eiserne Stange miteinander verbunden, die zu beiden Seiten der Vordbreite noch ein wenig hinausragt. Das Netz ist quadratisch, aus 5 mm starken Stahlingen verfertigt und wird durch zwei weitere, von Vordersteven schräg hinuntergehende eiserne Stangen ausgepreßt. An dem unteren Ende des Netzes, ungefähr 3-5 m unter der Wasseroberfläche bei glatter See, sind Gewichte angebracht, um ein Hochklappen der Vorrichtung zu verhindern. Durch dieses Netz sollen alle Minen rechtzeitig bei Seite geschoben werden. Wenn auch diese Vorrichtung mancherlei praktische Seiten hat, so dürfte doch auch sie den Fehler ähnlicher Systeme haben, nämlich bei hohem Seegang infolge der heftigen Auf- und Abbewegung des Schiffes zu versagen.

• Die englischen Schulkinder in Dolz pantoffeln. Wegen der außerordentlichen Kriegspreissteigerung der Schuhe in England sollen, wie Londoner Blätter berichten, sämtliche Schulkinder von Eastbourne mit Dolz pantoffeln ausgestattet werden. Und zwar handelt es sich um eine sechsmonatige Versuchszeit, und wenn die Eltern und Lehrer den Lärm aushalten können, will man diese Einführung dauernd machen.

• Die Hundefreundin. Eine Dame, so erzählt „London Clubfellow“, besaß zwei Hündchen, die sie über alles in der Welt liebte. Eines Morgens aber stürzte das Stubenmädchen ganz entsetzt herein, mit der Mitteilung, daß der eine Hund gestorben sei. Verzweifelte Schreie, Tränen usw. Endlich kam die Dame halbwegs zu sich und ließ einen Pelzfabrikanten kommen. „Ich möchte“, erklärte sie, „daß Sie aus dem felle meines toten Lieblings einen Muff herstellen.“ — „Sehr gerne, aber es könnte höchstens ein Kindermuff werden.“ — „Nun“, entgegnete die Dame nach kurzen Zögern, auf den anderen lebenden Hund zeigend, „dann nehmen Sie auch den zweiten dazu.“

Büchertisch.

Solanthe Marès: Bogierde. Ein Berliner Roman aus der Zeit vor dem großen Kriege. Verlag W. Borchgräber, Berlin, Brockhaus. 4 Mk. — Die Verfasserin, die zweifellos über eine äußerst geschmeidige Feder und passende Sprache verfügt, hat hier ein Problem angefaßt, dessen hohes Ziel im Rahmen einer solchen anschaulichen Darstellung wohl unterhaltend wirken, aber nie gelöst werden kann. „Die Frau, das Weib, gleichgültig ob Mutter, Mondaine oder Künstlerin, ist nur der menschlichen Begierde des Mannes unterworfen“, das ist die große Anklage, die aus diesem Werke sich auslöst. Es mag vieles richtig sein und scharf beobachtet wert erscheinen, unter die Lupe der literarischen Kritik genommen zu werden, aber solange wir keine nur ätherischen Kulturen besitzen — und wir bekommen sie hoffentlich nie — wird diese Anklage nicht überall auf fruchtbaren Boden fallen. Der breiten Masse mag sie gelten, aber der geistig hochstehende Kulturmenschen wird auch in seiner Begierde Verständnis finden und auf eine Art ergänzende Gegenbegierde stoßen. — Der Roman wird bei seiner spannenden Handlung und der klaren Stoffbehandlung seine Liebhaber finden.

— Professor Dr. Dietrich Schäfer: Die Vereinigten Staaten als Weltmacht. Eine geschichtliche Betrachtung zur Beleuchtung der Gegenwart. (Schriften zur Zeit und Weltgeschichte. 8. Bändchen. 48 Seiten. 50 Btg.) Verlag von G. Grote, Berlin. — Der hervorragende Historiker der Berliner Universität gibt in dieser Schrift einen Ueberblick über die Entwicklung der Vereinigten Staaten als Weltmacht. Er weist nach, daß das herkömmliche politische Urteil über die große Republik jenseits des Ozeans, als eines Friedensstaates, eines ungenügenden Förderers der Kultur, eines Begünstigers der Menschheit stark zu revidieren ist, daß vielmehr die Union eine Macht ist wie jeder andere Staat auch, mit genau denselben inneren Trieben und Bedürfnissen, ja daß in ihr die Natur staatlicher Entwicklung offener, ungeschwehter, rücksichtsloser wirksam wird als in den altbegründeten, ganz überwiegend monarchisch geleiteten Staatsbildungen. Die Schrift ist daher zur Beurteilung der Politik der Vereinigten Staaten im Weltkriege gerade zur gegenwärtigen Stunde, aus Anlaß der Wilsonschen Friedensnote, von höchster Wichtigkeit.

Arithmogriph.

- 1 2 3 4 5 6 8 7 1 deutscher Dichter der klassischen Zeit.
 - 1 3 1 3 5 Palme.
 - 1 3 1 5 Feizmittel.
 - 1 3 5 8 Ernährung.
 - 2 3 6 6 3 ein Spiel.
 - 4 3 5 6 ein Verkehrsmittel.
 - 5 6 8 2 4 eine Stadt in Pommern.
- (Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Logogriphs in voriger Nummer.
Stern — Asten — Osten.